

Aehrenlese.

Beiblatt zur Siebenbürgischen Zeitschrift für Handel, Gewerbe
und Landwirthschaft.

I. Jahrg. { Die Siebenb. Zeitschrift kostet mit dem Beiblatt ganzjährig 6 fl. ö. W. } Nr. 20.
" " ohne das Beiblatt 4 fl. " "
" " Mit Postversendung 6 fl. 60 kr. oder 4 fl. 60 kr. ö. W. " }

Die Dorfschule.

(Fortsetzung.)

Am nächsten Sonntag rief der Pfarrer wieder das Presbyterium zusammen. Er hatte gehofft, inzwischen würden sich die Gemüther besänftigt haben und in sich gegangen sein; er wollte die Aufmerksamkeit von den widrigen Zänkereien ab und wieder auf wichtiges hinlenken; zu diesem Zwecke wollte er nun nochmals den Schulbau in Anregung bringen.

In der heutigen Versammlung fehlte der erzürnte Tobias, treu seinem Vorsatz, mit diesem Pfarrer sich nie wieder etwas zu schaffen zu machen. — Stürmischer denn je war die Sitzung. Als sei am letzten Sonntage gar nichts vorgefallen, begann der Pfarrer in milder, wohlwollender Weise wieder vom Schulbau. Er stieß auf trotzigen Widerstand. Nicht auf die vier Mauern komme es an, sondern darauf, wer in diesen Mauern thätig sei und wenn der Pfarrer darauf beharre, daß dieser stolze, eingebildete, heuchlerische Schulmeister in seinem Amte bleibe, ja daß er dieses Amt sogar stabil erhalte und in der neuen Schule wohne, so wollten sie kein Sandkorn zum Baue derselben tragen.

„Ihr thörichten Leute!“ begann nun der getäuschte Pfarrer. „Wißt Ihr, daß es denn eigentlich gar nicht auf Euch ankommt, ob Ihr die Schule bauen wollt, oder nicht? Es liegt im Interesse des Staates, daß allenthalben ordentliche Volksschulen in's Leben gerufen werden; und wenn Ihr denn mit gutem Willen die Schule nicht bauen wollt, so werden Euch die höheren politischen Behörden dazu zwingen.“

„Wenn uns Wohlehrwürden durch den Bezirksrichter zwingen die Schule zu bauen, dann verscharren wir sie wieder bis auf den Grund, sobald der Baumeister das letzte Sims daran fertig hat.“

„Eure Widerspenstigkeit hat einen so unedlen und — der Wahrheit die Ehre! — einen so gemeinen, nur in persönlicher Abneigung wurzelnden Grund, daß ich mich durch denselben nie kann bestimmen lassen, auch nur im Allergeringsten gegen den Schulmeister etwas zu entscheiden. Ich muß ihm das Zeugniß der Tauglichkeit ausstellen und gegen seinen sittlichen Wandel könnt Ihr nicht das Gewicht eines Haares in die Waagschale legen.“

„Der Cantor und mit ihm der Schulmeister sind Diebe; das können wir beweisen!“

Der Pfarrer erstaunte.

„Sie haben beide Euten gestohlen; — man hat die Federn in der Schule gefunden; wir haben Zeugen!“

„Der Fall ist nicht der Rede werth,“ entgegnete der Pfarrer; „das Ganze beruht auf einem Irrthume.“

„Nichts da! gestohlen ist gestohlen und sei es auch nur eine Nußschale! Wenn der Cantor die Euten verwechselt hat, warum hat er, als nach ihnen gefragt wurde, das nicht sogleich eingestanden und angezeigt und hat es noch auf eine Untersuchung ankommen lassen? Und warum hat auch der Schulmeister geschwiegen, da er doch mit dem Cantor zusammengeessen?“

Nun war ein Hacken gefunden und den ließ man nicht wieder los. Der Schulmeister wurde augenblicklich herbei gerufen, um sich zu rechtfertigen. In übler Laune, in der er nun einmal war, sagte er rund und trocken, er sei von der ganzen Beschuldigung rein gewaschen, denn da er unter der Aufsicht des Pfarrers stehe, so habe er diesem den Vorfall angezeigt und eine weitere Untersuchung nicht gescheut.

„Nun denn, warum haben Wohllehrwürden über die Sache geschwiegen und den Diebstahl geheim zu halten gesucht?“

Nun war alle Logik und Rhetorik des Pfarrers erfolglos.

„Warum haben Wohllehrwürden die Sache unterschlagen?“ Ueber diese Frage kam man nicht hinaus. Die Männer faßten den Entschluß, zwei Deputirte an den Bezirksdechanten zu schicken und eine Commission solle zur Untersuchung kommen und man wolle doch sehen, ob man nicht sein Recht erhalte, und wenn dieser Pfarrer und diese Schulleute dennoch den Sieg erhielten, so sei man an dem Punkte angelangt, sich selber Recht zu verschaffen.

X. Scene im Garten.

Am ersten Sonntage nach Pfingsten, um die Vesperzeit, kam der Candidat wieder zum Besuche herüber. Diesmal nahte er sich dem Pfarrhofs mit klopfendem Herzen. Vor dem Thore traf er aber heute nicht wie vorhin zwei Mädchen mit Strohhüten an, sondern den gewaltigen Hofhund, der bellend auf ihn lossprang. —

„Caro!“ rief der Candidat, und mit wedelndem Schweife tanzte der Hund um ihn herum.

Als er in den Hof trat, erblickte er in dem Blumengärtchen links zwei wandelnde Frauengestalten und erkannte sogleich die Pfarrerin und Minna.

Minna eilte an die Gartenthüre des Gärtchens, wo der Candidat mit seinem Gruße stand. Sie dankte erröthend — ihm war, als tanze das Gärtchen vor ihm herum wie ein gedrehter Teller. In einer stürmischen Verwirrung seiner Gedanken frug er nach dem Herrn Pfarrer, um dessen Tochter nicht merken zu lassen, daß er eigentlich ihretwegen hergekommen. Sie wies ihn nach dem Studirzimmer des Vaters und er schritt die Treppen in das Haus hinauf, indeß sie wieder unter ihre Blumen zurückging.

Es ist sicher, wären sich diese Beiden in ihren Herzen gleichgiltig gewesen, so wären sie zusammen in das Gärtchen getreten und hätten sehr unbefangen mit einander geplaudert.

Was war es denn nur mit Minna? Die Kanunkeln waren jetzt alle noch einmal so roth und so brennend und es war, als gehe ein geheimnißvolles

Flüstern von einer zur andern, und als sie vor eine der Rosen trat, die ihre Knospenhülle halb geöffnet hatte und aus derselben lauschend hervorblickte, da schien es, als sehe sie die Rose sogar fragend an. Das Mädchen neigte sich zu ihr hinab, um ihren Duft zu athmen, aber wie ihr Hauch die Blume berührte, da löste sich die Knospe vollends, und die Blätter entfalteten sich zur Blume — sie sah hier plötzlich das Abbild ihres Innern. Rasch brach sie die junge Rose und steckte sie links über die Stirne in ihr volles Haar. Dann eilte sie nach der Laube im Obstgarten, von wo ihr Pauline schon längst ungeduldig zurief.

Da der Pfarrer heute, wie wir bereits wissen, das Presbyterium zusammenberufen hatte, so wies er den Candidaten einstweilen auf die Unterhaltung mit den Frauen an.

An einer Seite des Gartens, fast dicht an der Laube, stand ein Himbeergesträuch. Der Candidat, der wahrscheinlich den Lauscher spielen wollte, verlor sich in demselben. Endlich erblickte er halb gebückt aus seinem Verstecke ein reizendes Bild. Einige Schritte vor ihm befand sich die Laube, die von zwei weitverzweigten Schneeballenstauden überdacht wurde. An einem bretternen Tische saß das schöne Geschwister, das der Candidat bereits nur zu gut kannte. Mit dem Rücken gegen den Lauscher gekehrt saß Minna da, in ein Buch vertieft, die Rose im Haare; ihr gegenüber saß Pauline, das Kinn auf die übereinandergelegten und auf dem Tische ruhenden Arme gestützt, so daß nur Kopf und Arme sichtbar waren, sie blickte zu einem Rothkehlchen auf, das lustig in einem nahestehenden Birnbaume sang. Die Leserin hingegen wurde wahrscheinlich auf Veranlassung eines leisen Geräusches im Gezweige hinter ihr allmählig unruhig; sie kehrte sich mit dem Kopfe bald nach dieser, bald nach jener Seite hin und blätterte dennoch eifrig in dem Buche, ohne, wie es schien, auch nur eine Sylbe darin zu lesen. Da bemerkte die Kleine zufällig den Lauscher und rief mit hellem Tone seinen Namen. Rasch trat der Candidat vor und stieß unvorsichtig gegen die Laube, so daß einige der überhängenden Schneeballen zerfielen und Minna sammt ihrem Buche mit Blüthen völlig überschneit wurde. Sie sprang auf, schüttelte sich und bemühte sich, die ihr bössartig am Nacken unter das Kleid gefallenen Blüthenblätter hervorzuholen. Der Candidat konnte dabei die herrlichsten Betrachtungen machen; vor Allem bemerkte er, wie eigentlich gar kein Unterschied sei zwischen der Zartheit und Weiße des Nackens und der an ihm haftenden Blüthen; auch war es allerliebste, wie sie halb schmolle, halb lachend mit den kleinen, netten Fingern ein Blättchen nach dem andern aus seinem Verstecke hervorholte. Wie gerne hätte unser Candidat mitgeholfen! Endlich schlug Minna mit der Hand auf den Tisch und rief, indem sie den Candidaten mit einem Gesichte ansah, worin sich Zürnen und Lachen sonderbar mischten: „Warten Sie nur, Sie böser Mensch, Sie!“

Sie sprach dieses in einem Tone, daß der Candidat am liebsten gleich noch einmal die Staupe gerüttelt hätte. Es war ihm, als müsse er sein ganzes Sein in ihre lebhaften Augen versenken, so sahen ihn dieselben an, bald ruhig, bald zwinfernd — er wußte nicht, wie ihm war. Ein zweites kam hinzu: Ihr kleiner Mund war von einer Zartheit und Frische, daß der Candidat meinte, die Lippen seien eigentlich zwei aufeinandergelegte Knospen, die nicht eher anblühen könnten, als bis sie Jemand geküßt. Die kleine Schwester war ihm inzwischen auf den Schooß geklettert und umflammerte ihm

nun zutraulich den Hals; sodann fuhr sie ihm mit der Hand durch die Haare, indem sie bemerkte: „Sieh' nur, Minna! er hat ganz deine Haare! Warum kämmen Sie sich die Haare nicht auch so, wie unsere Minna? Sie würden Ihnen dann noch viel besser zu Gesichte stehen.“

Minna lachte und schalt über die Unbefangenheit und Zubringlichkeit der Kleinen; dem Candidaten aber that jene Zusammenstellung mit den Haaren unendlich wohl und er küßte den kleinen Schelm lebhaft, indem er dabei nur um so lebhafter die Schwester ansah. „Was haben Sie da Schönes gelesen?“ fragte er diese mit beflommener Stimme.

„Otto, den Schütz,“ entgegnete sie.

„Und wie gefällt Ihnen das Büchlein?“

„Vortrefflich! zumal die Scene, wo Er Abends auf dem Rheine kahnt und zur Laute singt, und Sie sitzt am Ufer im Garten und singt ebenfalls, und die Lieder sind sich so ähnlich, daß das eine immer als die Antwort des andern erscheint. — Waren Sie denn auf dem Rheine, und ist es da wirklich so schön?“

„O, der Rhein!“ rief der Candidat, „wie aus einer fernen, glücklicheren Welt klingt mir der Name herüber.“

Und nun fing er an und schilderte ihr den Rheinstrom und Alles, was sich in seiner Erinnerung daran knüpfte, zusamt der Sehnsucht nach dem herrlichen Lande, das seine Seele erfüllt hatte mit all' den Eindrücken geistiger Größe und Schönheit. Nie noch waren ihm die Worte so zugeströmt, und er sprach mit einer Innigkeit und Wärme, daß dem guten Mädchen, als er endlich inne hielt, die hellen Thränen in den Augen standen. Diese gefühlvolle Stimmung bildete jetzt einen so eigenthümlichen und wunderlichen Gegenatz zu ihrem sonstigen hüpfenden und pflichtig heitern Wesen, daß sie von dieser neuen Seite den Candidaten nur um so mehr berückte.

„Schaun Sie, Schaun Sie! am Ende wollen Sie wieder an den Rhein,“ sprach sie leise; doch schnell begriff sie, wie sehr sie sich durch diese Befürchtung verrathen hatte; ihr Gesicht wurde von einer glühenden Röthe übergossen und erschrocken senkte sie den Blick.

Der kleinen war dieses Zwischenspiel langweilig geworden: „Haben Sie gesehen, wie Minna sich den Ärmel zerrissen hat?“ rief sie.

Dieser Sprung vom Rheine auf den Ärmel brachte den Candidaten zum lautesten Lachen. Minna aber wurde jetzt noch röther und verschloß der kleinen mit beiden Händen den Mund: „Daß Du mir kein Wort sprichst, Du kleine Grasmücke, sonst.“

„Lassen Sie doch den Ärmel sehen!“ rief der Candidat und strebte, Pauline von ihrem Maulkorbe zu befreien; aber Minna zog diese nur fester an sich, indem sie ihr den Mund noch immer verschlossen hielt. Er hatte ihre Hände erfaßt und nach kurzem Ringen war die kleine befreit und sprang auf die Bank und rief mit einer Art von Schadenfreude:

„Als Sie drüben im Gange mit dem Vater spazirten, neigte sich Minna in die Himbeeren und guckte nach Ihnen, und als sie sich nach der Laube kehrten, wollte sie zurückspringen und blieb mit dem Ärmel an einer Dornspitze des Rosenastes hier hängen.“

Rasch hatte Pauline diese Worte gesprochen; dann aber flüchtete sie schnell von dannen, indem sie sich noch einmal umkehrte und schadenfroh in die Hände klatschte. Minna wollte ihr nach; der Candidat versperrte dieser den Weg.

„Lassen Sie doch den Armel sehen!“ rief er wahrhaft entzückt über die Enthüllung der kleinen.

„Ich will nicht!“ Sie verbarg die zerrissene Stelle des Kleides; dann sprach Sie in plötzlich verändertem Tone: „Nein, wahrlich! glauben Sie ihr nicht! Es ist schrecklich mit dem Kinde, wie sie sich das Lügen angewöhnt hat! Man hat sie schon so oft darum gestraft.“

„Lassen Sie doch den Armel sehen!“

„Wenn Sie ihr glauben, so werde ich zornig; sie hat gelogen.“ Sie hielt die Arme immer fester und dichter verschränkt, um den Armelriß zu verbergen und bemerkte nicht, in welchem Widerspruche ihre Worte hinzu standen.

Der bethörte Candidat faßte schnell und entschlossen nach ihrem Arme und machte sogar Miene, sich jenen zwei Rosenknospen zu nähern, von denen er wünschte, daß sie ausblühen möchten. Da sprang Minna mit raschem Sage auf den Tisch — er haßte nach ihr und blieb, während Sie sprang, mit vollem Griffe in der Oeffnung haften, die der Dorn in den Armel gerissen, so das daß geblühte Sommergewebe die ganze Länge des Armes hinab durchriß.

Das war zu arg. Den Arm, um den der zerfetzte Armel flog, in die Höhe werfend und auf dem Brettertische wie auf erhöhtem Tribunale stehend schleuderte die Pfarrerstochter das Zornesurtheil des verletzten guten Anstandes über den Zudringlichen.

„Hinweg! — Geben sie mir Ruhe! — In Ihrem gepriesenen Deutschland mag das vielleicht vorkommen; aber hier zu Lande nicht!“ rief sie mit funkelnden Augen und glühender Wange.

„Sie sprechen doch nicht im Ernste?“ frug kleinlaut der Candidat, ein wenig beschämt über sein unbesonnenes, zufahrendes Wesen.

„Ja gewiß im Ernste,“ und sprang wieder mit einem Sage in das wehende Gras, daß die Rose aus ihrem Haare weit wegsflog und verschwand zwischen den Bäumen.

Der Candidat stand in zweifelhafter Stimmung da; er wußte nicht recht, was er aus Minna's Gebahren machen sollte; war das bloße Verstellung, oder wirklicher Ernst, oder beides zugleich?

Alle Beredsamkeit indessen, die er heute noch anwendete, die Pfarrerstochter in ihre gewohnte offene Stimmung zu bringen, war vergeblich! Sie blieb ihm gegenüber zurückhaltend, schen, spröde, und als der Candidat dem Pfarrer und der Pfarrerin eine gute Nacht wünschte, da waren die Abschiedsworte des Pfarrers derart, daß man aus ihnen eine gewaltige Aufregung des Mannes schließen mußte; er hatte ja eben das Presbyterium entlassen; aber der Candidat meinte, er müsse der Scene in der Laube zugehört haben, diese Wahrscheinlichkeit ärgerte und verwirrte ihn nun vollends. Die Freundlichkeit der Pfarrerin nahm er nur für Höflichkeit und in der That war sie eine erzwungene, denn ihres Mannes blasser Wange ängstigte sie; — es war heute Alles verkehrt auf dem Pfarrhose und so ging auch der Candidat, nachdem er sich gegen Minna gleichgiltig verneigt hatte, in frostiger Stimmung von dannen.

Wie zwischen dem Pfarrer und der Gemeinde, so sah es nun auch zwischen Minna und dem Candidaten aus — zerrissen, rein Alles zerrissen. Der Letztere eilte wieder den Fußweg nach dem Walde hinauf. Alles, was er von dem heutigen Tage gehofft, hatte in das Gegentheil umgeschlagen. Sie liebte ihn ja nicht, jetzt war es ihm klar geworden, wie hätte sie sich

sonst so trutzig und stutzig geberden können? Als der Candidat an die Stelle im Walde kam, wo er unlängst den Specht vom Baume geschossen hatte, da hatte er nur noch den Einen Wunsch: Es hätte damals lieber ihn selber das Schicksal des Vogels treffen sollen. —

„Er spielt mit seiner Flinte,
Die funkelt im Sonnenroth,
Er präsentirt und schultert —
Ich wollt', er schösse mich todt.“
(Fortsetzung folgt.)

Du Kinderauge.

Du Kinderauge rein und hell,
Der Unschuld und des Friedens Quell,
Getrübt von ird'scher Sorge nicht,
Strahlst Du mit Engelszuversicht.

Wenn lieblich es der Mutter lacht,
Da schwindet jeder Trübsal Nacht,
Des Kinderauges sanfter Glanz,
Verscheucht des Kummers Wolken ganz.

O, blicke einstens oft und gern
Hinauf zu Gott dem gut'gen Herrn,
Dort such' allein nur Trost und Ruh',
Dann schließ dich selig lächelnd zu.

Wilh. Haussmann.

Die Thugs oder die Mordgesellschaft in Indien.

Der Stifter der Thugs, Phansigar oder Hentex, einer bloßen Räuberbande, muß ein unbeschränktes Vertrauen in den Aberglauben seiner Landsleute gesetzt haben, als er den kühnen Plan auszuführen gedachte, dem Raube und Morde eine göttliche Heiligung zu geben. Das klassische Pantheon enthielt einen Gott, den Merkur, der sowohl der Schutzpatron der Redner als auch der Diebe war, und noch heutigen Tages nehmen russische Straßenräuber keinen Anstand, die Hilfe des heiligen Nikolaus zu erflehen, wenn sie ein großes Unternehmen vorhaben. Aber die Hindus sind das einzige Volk, unter welchem man eine Sekte antrifft, die ernstlich glaubt, daß sie ein dem Himmel gefälliges und ihn versöhnendes Werk vollbringe, wenn sie ihre Mitbürger ermorden und die Beute zu ihren eignen Zwecken benutze. Man hat sich gewundert, daß diese Wahnsinnigen so lange der Aufmerksamkeit der britischen Regierung in Indien entgangen sind, aber vielleicht war eben die Unwahrscheinlichkeit, daß es solche Ungeheuer geben könne, das größte Hinderniß zur Entdeckung derselben. Als man sich von ihrem wirklichen Dasein überzeugt hatte, scheint die Regierung nicht unthätig gewesen zu sein. Vom Jahre 1826 bis 1835 wurden nicht weniger als 1562 Thugs in dem britischen Indien in Gewahrsam gebracht.

Diese Räuber glauben, daß sie ihre Verbrechen unter der unmittelbaren Leitung ihrer Gottheit, der Göttin Devi, Rhowanee oder Kalee begehen, und sind sehr besorgt, vorher erst den Willen derselben durch Zeichen und Vorbedeutungen zu erfahren. Obschon diese Göttin von brahminischer Abkunft ist, so erscheint es doch seltsam, daß sie von Mohamedanern und Hinduthugs gleicherweise in Ehren gehalten wird, wiewohl die Ersteren einige Mühe haben, die Gebote der Devi mit den Vorschriften des Korans in Einklang zu bringen. „Wir morden nie,“ sagte ein mohammedanischer Thug, „wenn die Zeichen nicht günstig sind, und wir betrachten günstige Zeichen als die Befehle der Gottheit.“ Obgleich sie wissen, daß Mohammed den Mord des Mitmenschen des Geldes wegen schwer verpönt und gelehrt hat, daß solche Verbrechen in einer andern Welt von Gott bestraft werden würden, so sind sie doch kühn genug, auf diese Einwendung zu erwidern, daß sie auf dieser Welt unter dem Einflusse der Rhowanee stehen, und daß das Vollziehen ihrer Befehle Gott einst nicht bestrafen werde. Als man einen der Angeklagten fragte, ob er nie Mitleid mit den Menschen fühle, die er ermorde, erwiderte er: „Nie! Von dem Augenblicke an, wo wir die günstigen Zeichen wahrgenommen haben, betrachten wir diese Menschen als Opfer, die uns die Gottheit zu ermorden befiehlt, und uns als bloße Werkzeuge des Willens der Göttin. Tödtet wir sie nicht, so erzürnen wir die Rhowanee und werden mit Mangel und Elend bestraft.“ In diesem Wahne vollbringen sie ihre Missethaten mit der größten Kaltblütigkeit und Gewissensruhe, ohne nur einen Augenblick zu zweifeln, daß sie dadurch nur ihre Pflichten gegen die Gottheit erfüllen.

Die Legende erzählt von dem Ursprunge der Thugs Folgendes: „Vor vielen Jahren quälte ein riesenhafter Dämon die Welt und verschlang die Menschen, und um deren gänzliche Vernichtung zu verhindern, kämpfte die Göttin Kalee mit ihm und warf ihn zu Boden; aber aus dem Blute, das ihm entfloß, entstanden neue Dämonen, die das grausame Werk fortsetzten. Da schuf die Göttin zwei Männer, gab ihnen Tücher und lehrte sie, wie sie die Dämonen erwürgen sollten, ohne einen Tropfen Blut zu vergießen. Als dieselben ihre Aufgabe gelöst hatten, erboten sie sich, die Tücher zurückzugeben, aber die Göttin verlangte, daß sie diese Mordwerkzeuge behalten sollten, und erlaubte ihnen nicht nur, sondern befahl es sogar, so „wie sie vorher Dämonen erwürgt hätten, nun Menschen zu erwürgen.“ So entstand die Sekte der Thugs, welche in der ersten Zeit von der Göttin persönlichen Beistand erhielten, die es übernahm die Leichname der Erwürgten bei Seite zu schaffen, unter der Bedingung, daß sie dabei nicht beobachtet würde. Da sich aber einmal ein Neuling nach ihr umseh, wie sie eben von einem Leichname speiste, war sie darüber so erzürnt, daß sie von der Zeit an es den Thugs selbst überließ, die Opfer zu beseitigen.“

Das Werkzeug, womit begraben wird, die Spizhake, ist bei den Thugs ein Gegenstand allgemeiner Verehrung. Man verfertigt es mit großer Sorgfalt und weihet es dann mit vielen Feierlichkeiten dem bestimmten Zwecke. Der Würdigste allein hat die Aufsicht über diese Hake, von deren merkwürdigen Eigenschaften man sich seltsame Geschichten erzählt. Vorbedeutungen werden, wie schon erwähnt, mit großer Sorgfalt beobachtet und nie unternimmt man etwas, ohne vorher dieselben um Rath gefragt zu haben. Wenn die Thugs einen Raubzug antreten wollen, richten sie mit ernstester Feierlichkeit ein Gebet an die Göttin und ersuchen ihren Beistand und bitten um ein Zeichen

ihrer Billigung des Unternehmens. Gewöhnlich bleiben diese Zeichen nicht aus und man schreitet dann sogleich zur Handlung; fällt aber einem der Thugs der Turban vom Kopfe, so betrachtet man dies als eine böse Vorbedeutung und als eine Mißbilligung der Göttin.

Das Gewerbe oder der Glaube der Thugs ist erblich, aber die Brüderschaft erhält auch oft Verstärkung von Fremden, die indeß nur mit großer Vorsicht aufgenommen werden und sich einer langen Prüfungszeit unterwerfen müssen. Nach der Einweihung muß der Neuling seine Geschicklichkeit an einem schlafenden Reisenden versuchen, nachdem er vorher die Göttin um ihren Schutz angefleht hat. Er empfängt mit großer Ehrfurcht ein Noomal oder Halstuch, gewöhnlich in eine Schlinge geknüpft, aus den Händen des Guru oder Priesters, dem das Gold in den Taschen des ersten Reisenden zufällt. Hierauf wird ein Fest gefeiert.

Die Thugs betreiben ihr Mordgewerbe auf folgende Weise: Sie warten in der Nähe der Karavanserais oder lauern in Hohlwegen oder bei Städten, wo sich Reisende aufhalten, und haben ihre Kundschafter, welche die Bewegungen derselben zu erforschen suchen. Kinder und selbst schöne Frauen werden benutzt, um den Reisenden Zutrauen einzulösen und sie zu verleiten, sich dem Zuge der Thugs anzuschließen, die dann die günstige Gelegenheit zu ihrem unmenschlichen Vorhaben ergreifen. Während sie in freundlichem Gespräch mit dem Fremden ziehen, suchen zwei Thugs gewöhnlich einen Reisenden in ihre Mitte zu bekommen; worauf einer von ihnen, der Würger oder Bhurtole, plötzlich dem Fremden die Schlinge um den Hals wirft und jeder der beiden Mörder nun einen Zipfel des Tuches faßt, während ein Dritter das Opfer bei den Beinen ergreift und so zu Boden wirft. Hefige Stöße auf die zartesten Theile des Körpers führen bald das Ende des Unglücklichen herbei. Nun wird die heilige Spitzhacke ergriffen, ein drei bis vier Fuß tiefes Loch gegraben und der Todte, nachdem man ihn vorher verstümmelt hat, mit zur Erde gekehrtem Gesichte hineingeworfen. Wenn die Thugs befürchten, bei ihrer Arbeit überrascht zu werden, was jedoch bei ihrer allgemeinen Schlaueit nur selten geschieht, werfen sie die Leichen der Ermordeten in Flüsse, Brunnen oder Teiche. Da Blutvergießen vermieden wird, bleiben gewöhnlich ihre Missethaten unentdeckt. Die oft sehr bedeutende Beute wird gleichmäßig getheilt; von einem Theile werden die religiösen Ceremonien bestritten, und ein anderer fällt den Wittwen und Kindern gebliebener oder gestorbener Thugs zu.

Sie haben einen besondern Dialekt, fast wie die Zigeuner, und machen sich unter einander auch häufig nur durch Zeichen verständlich, die aber nur von ihres Gleichen verstanden werden. Unter Diejenigen, welche die Schlinge der Thugs nicht zu fürchten haben, gehören die Dichter. Eine Kuh ist stets ein Schutz für einen Reisenden, doch lassen die Thugs kein Mittel unversucht, ein solches Hinderniß zu entfernen. Eine Bande dieser Würger beabsichtigte eine Reisegesellschaft von 14 Personen zu ermorden, aber die Opfer wurden von einer Kuh beschützt, die sie bei sich führten. Sie ließen sich jedoch verleiten, dieselbe an die Thugs zu verkaufen, die sie ehrfurchtsvoll dem Brahmin schenkten und dann alle Reisenden, Weiber und Kinder erbarmenslos erwürgten.

In neuerer Zeit wurde diesen fanatischen Räubern das Handwerk gelegt, indem dieselben massenhaft aufgehoben und der wohlverdienten Strafe zugeführt wurden.

Verantw. Redacteur: **Peter Josef Frank.** Hauptmitarbeiter: **Gustav Seiverth.**

Druck und Verlag von Josef Drotleff in Germanstadt.